

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Bauernhumor.

Bayerische Kulturbilder von Oskar Maria Graf.

Die alten Bauern sitzen Sonntags beim Beschwirt in Heimertshausen oder beim Unterwirt in Furt. Ueber den Tisch weg geht mancher Handel. Man zählt das Geld bar auf den Tisch. Der Betrag spielt keine Rolle.

Aber die Gemütslichkeit fehlt trotzdem nicht.

Der Harpfernist-Jack ist bekannt im ganzen Gau als eine Art „Urakter“. Er hat einen Appetit, der schon zu manchen Betten Anlaß gegeben hat. Er frißt die seine fünfundzwanzig Lebertkäs ohne weitere Mühen. Und weil er einer von den „Urakten“ ist, drum macht er alles, wenn ihm was versprochen wird.

Neulich ist man beieinandergehockt im Unterwirt. Der Bemmsinger, der Moosreiner, der Argelsberger und der Fingerer und der Bäcker Haunrieder und der Fingerer wo dabei sind, kommt meistens eine Lustbarkeit besonderer Art heraus, d. h. „besonderer Art“ für Fremde. Für unsereins ist so was weiter nicht auffällig.

Auch der Harpfernist-Jack ist dabei gewesen und hat bei der vierten Maß Bier sein Geld gezahlt. Und es hat nicht mehr gelangt. Und weil er eben gerade nicht gut bezahlt wird beim Fischer Straußeder in Edering, der Jack, so hat er zu jammern angefangen und sagt zum Fingerer: „Jetzt langts mir nimmer, Fingerer.“

Wehleidig kann er dreinschauen, der Jack, wenn's ihm nicht mehr langt. Meistens fängt er dann mit einer herzzerreißenden Unnachlässigkeit zu jammern an. Der Fingerer hebt seinen grauen Schädel und blinzelt mit den Augen, wie er immer blinzelt, wenn er was Lustiges im Sinn hat.

„Jack,“ sagt der Fingerer und der Jack schaut ihn an.

„Ja? . . . Fingerer . . .?“

„Jack . . . Mich beißt meine Brahen (Hand) . . . Was muach i Dir gebn, wenn i Dir a richtige Watschen (Ohrfeige) gebn derf?“ fragt der Fingerer und alle sind ein Interesse.

Der Harpfernist-Jack befinnt sich und schaut den Fingerer ungläubig an. Er brummt unschlüssig hin und her. Das Angebot machen lassen, denkt er, ist besser.

„Jack! . . . Fünf Maß zahl ich!“ sagt der Bäcker Haunrieder, um die Sache in Fluß zu bringen. Der Jack lacht ein bißel und sagt nicht nein und nicht ja.

„Sieb'n Maß, Jack . . .!? Geh her, ist gleich gescheh'n!“ sagt der Fingerer und holt schon aus.

Aber — indem er denkt, so was könnte noch was einbringen — sagt der Jack noch nichts.

„I moan . . . i moan, zehne . . .?“ bringt er endlich heraus, „zehne, Fingerer . . .? Ich halt mich ganz still . . .“

„Zehne . . .? — No ja! . . . Also zehne . . .! Heb dein Maul her, aber richtig!“ gibt der Fingerer zur Antwort und — patzsch! — haut er dem Jack eine ins Gesicht, daß dessen Kopf sich buchstäblich auf die Seite dreht wie abgeschlagen.

„Bravol . . . Dös is oane gwesent!“ schreien alle, während der Jack das Blut aus dem Maul spuckt, wobei etliche Zähne mitgehen. Und während alle sich richtig austachen, erholt sich der Betroffene wieder, richtet sich wehleidig auf und saugt gierig sein Bier.

Bei der siebenten Maß hebt der Jack seinen geschwellenen Kopf und jammert: „Ich kann nimmer, Fingerer! . . . I moan . . . gib mir 's Geld dafür, Fingerer!“

Aber da kommt einer zum Fingerer recht!

„Wos?! . . . Wos?! . . . Du kannst nimmer? . . . Dann zahl' ich auch nix mehr, bastal . . . Bett' ist Bett'! . . . Entweder faufft Deine zehn Maß'n, Jack, oder Du zahlst Dei Zech' selber . . .!“ schreit er und erhebt sich schon. Vollends verzweifelt kauft der Jack weiter, bis er stocksteif unter den Tisch fällt. Neun Maß hat er außer seinen vieren noch hinuntergebracht. Der Fingerer wollte nicht so sein, er hat in Gottes Namen die Zech bezahlt, obwohl die Wette nicht genau eingehalten worden war.

Sechs Wochen hat der Jack im Krankenhaus gelegen. Aber ganz Heimertshausen und ganz Furt hat gelacht über den Fingerer seinen Wis.

Der Maunzinger-Feschl von Argelsried hat die Gewohnheit, jedesmal, wenn er nach Wachelberg zum Viehmarkt fährt, beim Unterwirt oder beim Moberbräu gehörig einzukehren, bis er so die richtige Betttschwere hat. Sein Weib ist eine Weizhang, mit Respekt gesagt. Aber — mag sie auch noch so narrisch schimpfen — wenn der Feschl in einem solchen Zustand heimkommt, es macht ihm nichts aus. „Na — na, sei still, Alte . . . ganz gwis tua ichs nimmer, I lauf keine Hasbe mehr, sei still . . . Da hab ich Dir auch ein schönes Stück Lebertkäs mitbracht, Alte . . . schaug an,“ brummt er jedesmal, wenn er zur Tür hereinkommt, der Feschl. Und dann zieht er aus seiner Brusttasche so ein Pfund Lebertkäs heraus und gibt's ihr.

„A Sauhammel bist, daß es woacht . . . a bsoffnes Wagscheitel bist . . .!“ zetert die Genovee schließlich noch, aber, wie gesagt, der Lebertkäs beruhigt sie. Sie ist ihn für ihr Leben gern. —

Daß der Feschl allemal, wenn er beim Unterwirt oder beim Moberbräu einkehrt, in seiner Ueberziebertasche sein Pfund Lebertkäs hat, weiß jeder. Lustige Leut kommen da immer zusammen, wenn Viehmarkt ist in Wachelberg, sibeles Leut. Und da hat jeder so seine Feinessen im Kopf. Gern macht man einen saftigen Wis unter uns Bauersleut.

Also kurz und gut, wie der Feschl einmal wieder so sauft und sauft und langsam ganz gläserige Augen kriegt und zu plappern und zu rülpsen anfängt, kommt dem Fingerer der Uebermut ins Hirn.

„Also, Feschl, Du halst auch schon gar nix mehr aus . . . bel der fünften Maß läßt das Maul hängen,“ ermuntert er den Maunzinger: „Ich weiß net . . . ein rechter Krauterer wirst jetzt. Schau mich an . . . jetzt hab ich meine zwölf Maß! Merkst mir was an? . . . Ich mach Dir noch, so wie ich bin, den Parademarsch vor.“

Und das half. Der Maunzinger-Feschl betrank sich ärger denn je. Und bei dieser Gelegenheit haben ihm der Fingerer und der Bemmsinger den Lebertkäs aufgefressen, und als er weg war, stand der Fingerer auf, nahm das Papier und sagte zum Moberbräu-Wirt und zu den anderen Bauern: „Jetzt paßt auf, . . . jetzt fällt ich ihn wieder auf, den Lebertkäs,“ und ist in den Abtritt hinaus. . .

Hinaufheben hat man ihn diesmal müssen auf sein Säuwägerl, den Feschl, so viehmäßig hatte er gesoffen. Und — nun ja, sein Kapp findet ja den Weg auch ohne ihn — heimgekommen ist er wie immer.

„Ja, jetzt Himmihertgottskrament. . . Du Sauterl, Du huffnerl . . . Ja — ja, jetzt da hört sich doch alles auf! . . . Schämst Dich denn gar nicht, Pfundhammel!“ hat ihn die Genovee empfangen, als er schwer und plumfig vom Wagen heruntertappte, der Maunzinger-Feschl. Und wenn er seine Alte so leisen hört, wird er jedesmal nüchtern. Schnell griff er in seine Ueberziebertasche und zog das Pall heraus. „Da schau, Alte . . . Sei still, Alte . . . Da schau . . . üßipp — süpp . . . da schau, ganz warm ist er noch, der Lebertkäs,“ sagte er stotternd und reichte der Genovee das Mitgebrachte.

Wenn Du ihn heute noch fragst, was denn dabei alles passiert ist, er kann sich's noch nicht erklären, der Feschl. Er weiß bloß, daß ihm seine Alte den Lebertkäs ins Gesicht geschmissen hat und daß er gestunken hat wie ein ganzer Misthaufen. Seitdem kauft er keinen Lebertkäs mehr. Unerfindlich ist ihm bloß, warum der Fingerer und der Moberbräu-Wirt stets, wenn er einkehrt, so verschmüht fragen, ob er denn der Genovee jetzt gar nichts mehr mitbringt . . . Lustige Leut' sind bei uns, wirklich lustige Leut'. — —

Schätze im Herbstwald.

Das langsame Herabgleiten der Blätter von den Bäumen, diese müde und doch majestätische Gebärde des Herbstes, hat wieder in der Natur begonnen, und wir bewundern dies schwermütige Schauspiel im klaren Sonnenglanz, ohne uns Rechenschaft davon zu geben, daß

dieser herbstliche Blätterfall das Zeichen für eine großartige Umstellung im Haushalt der Natur ist.

Diese Vorbereitung der Bäume auf den Winter, durch die bisher noch ungenutzte Schätze im Walde aufgespeichert werden, behandelt der bekannte Biologe H. S. Francé in einem Aufsatz von „Meber Land und Meer“. Das Fallen der Blätter vollzieht sich nach Gesetzen, die die Botanik erst in neuerer Zeit erkannt hat. Der Naturforscher Wiesener machte sich die Mühe, die fallenden Blätter zu zählen, und fand, daß ein Baum bedeutend mehr Blätter hat, als man denkt, ein junger Kirschaum mehr als 10 000. Die ersten Blätter verlieren nun die Bäume, für den Laian ganz unmerklich, schon an dem ersten Tag im Jahr, an dem die Lichtfülle nachläßt. Das ist am 26. Juni. Ein auffälliges Abfallen beginnt aber erst dann, wenn ein merkliches Sinken der Lichtintensität eintritt, also beim Herbstbeginn. Dann steht man die ersten gelben Blätter, und der Laubfall dauert dann bis in die ersten Novembertage fort, geht bis zum Totenfest. Nicht etwa der Frost, wie man früher annahm, verursacht den Blätterfall, sondern die Abnahme der Beleuchtung. Ein solches abgefallenes Blatt ist nun, wenn man es gegen das Licht hält, ganz leer; nur an den größeren Blattadern und am Stiel sind noch einige dunklere Flecken und Körnchen vorhanden. Die Pflanze hat in wochenlanger Arbeit das Blatt ausgebeutet und alle brauchbaren Stoffe in ihr Inneres zurüdgebracht; sie hat den Zucker, das Eiweiß, das Blattgrün und die anderen im Blatt vorhandenen Reserven so weit zerlegt, daß sie noch anderweitig verwendet werden können. Dadurch wird das Blatt gelb. Der Pflanzensaft färbt sich rot oder violett, und aus dem bishigen Blattgrün, das noch übrig geblieben ist, aus dem Gelb und Rot bis Blau mischt nun der Herbst die wundervollen Farbensymphonien. Das verfärbte Blatt stirbt an Hunger und Entkräftung, denn die hauswirtschafliche Pflanze hat es, um sich selbst zu erhalten, aus der Gemeinschaft ausgeschloffen und ihm sogar die Wasserleitung gesperrt, aus der es bisher sich nährte. So muß das Blatt langsam vertrocknen und abfallen. Der Baum aber reitet sich dadurch sein Leben; er weiß, daß auch er Mangel an Wasser leiden wird, wenn die ersten Schneefälle und Fröste das Wasser im Boden gefrieren lassen. Deshalb muß er seinen Haushalt einschränken und umstellen, zieht sich zu einer Art Winterschlaf zurück; für den er, wie der Hamster, alle nur erreichbaren Vorräte sammelt. Die Bäume zehren im Winter entweder von einem in guten Tagen angelegten Fettvorrat oder von einem Stärkemehlmagazin. Bricht man im Spätherbst in das Innere eines Baumes, so erblickt man das aus den Blättern zurückgezogene Material in den Zellen aufgespeichert. Da liegen die Zellen mit Stärkekörnchen gefüllt, wie winzige Mehlkörner, oder reich mit Fett ausgestattet.

Diese ungeheuren Schätze, die der Herbstwald in sich birgt, hat man bisher nur bei einer einzigen Baumart ausgebeutet, nämlich bei den Sagogewächsen. Die bekannteste davon ist die ostindische Sagopalme, deren Mark so voll Stärke ist, daß ein etwa 30jähriger Baum 3 Meterzentner Mehl liefert. Der Sago wurde ursprünglich auf einfache Weise gewonnen, indem man den Baum fällte, das Mark herauschnitt und in Sieben auswusch. Heute kann die Technik ganz anders zu Werke gehen, und es eröffnet sich die Möglichkeit, auch unseren Säuren im Herbst die Nährstoffe, die wir so dringend brauchen, zu entziehen, Fett aus den Früchten und den weichholzigen Laubbäumen, mehlig Stärke aus den Buchen und Eichen. Es wäre dies vielleicht sogar in einer Form möglich, unter der die technische Verwertung des Holzes nicht leidet. So könnte der Herbstwald, dessen Reichtümer bis jetzt unbekannt und unbenutzt blieben, für uns zum Ernährer und Erreter werden.

Das falsche Manuskript.

Erinnerungen eines Wahltagtators.

Von F. Wildung.

Das frühere Königreich Sachsen war ein Musterstaat politischer Reaktion. Das hatte seinen guten Grund, denn in keinem der Neben deutscher Vaterländer brannte die Arbeiterbewegung dem Bürgertum so auf die Nägele, wie in dem industriereichen „Roten Königreich“. Im Jahre 1903 eroberte die Partei von den 23 Reichstagswahlkreisen des Landes 22 und nur der Kreis Bautzen verblieb den Antisemiten. Die größte Sorge des Bürgertums war, daß der Landtag nicht dem gleichen Schicksal verfallen. Um das zu verhindern, betrieb man die sonderbarsten „Wahlrechtsreformen“, die je erlebt worden sind. Der Zweck wurde denn auch voll erreicht; es gelang, die Sozialdemokratie fast gänzlich aus dem Landtage hinauszudrängen. Nur ein einziges Mandat verblieb der Partei, das der wackere Hermann Goldstein mit ebensoviel Geduld als Gesicht verwalte.

Aber die Reaktion bekam keine Ruhe. Sie hatte den Bogen überspannt. Unaufhörlich bestürmte die Arbeiterschaft die reaktionäre Festung und durchlöchernte allmählich das Gemäuer. Als dann nach den Hottentottenwahlen zum Reichstag des Jahres 1907 das deutsche Bürgertum sich wieder stärker im Sattel fühlte, glaubte es auch in Sachsen die Zügel etwas lockern zu können und willigte in eine neue Wahlreform. Das Ergebnis dieser war ein Pluralwahlrecht mit einer Grundstimme und bis zu drei Zusatzstimmen, die nach Steuerhöhen gemessen wurden. Auch gab es für allerart „Verdienste“ noch eine Zusatzstimme für solche Wähler, die nicht schon von Besitz wegen vier Stimmen hatten, und eine Alterszuzustimmung. Unter diesem kuriosen, völlig undurch-

lässigen Wahlrecht setzte nun die Agitation der Partei zum neuen Landtag ein. Selten ist wohl ein Wahlkampf mit größerer Bravour von der Partei geführt worden und kaum jemals ist in einem Wahlkampf auch der Humor so zu seinem Recht gekommen, als bei dieser, für die Partei mit ganz unerwartetem Erfolg durchgeführten Landtagswahl.

Am Tage vor der Wahl hatte ich noch in einer Versammlung in der Industriestadt A. im Vogtlande zu sprechen. Ich fuhr von Zwidau, wo ich am Abend vorher gesprochen hatte, in Begleitung des Genossen G. nach meinem Bestimmungsort und setzte mich dort in das Gastzimmer des Hotels zum goldenen Engel, in dessen Saal die Versammlung stattfinden sollte. Plötzlich, es war eine Viertelstunde vor Beginn der Versammlung, stürzten einige Parteigenossen verdörnten Gesichts in das Gastzimmer, um nach dem Referenten zu fahnden. Als ich mich ihnen vorgestellt hatte, erfuhr ich, daß der Saal bereits von bürgerlichen Besuchern überfüllt sei und die Arbeiter nicht mehr hinein könnten. Ein Großfabrikant des Ortes hatte im Laufe des Tages Leute seines Betriebes mit Laufzetteln in jedes bürgerliche Haus geschickt und zum Besuch der Versammlung aufgefordert. Den Landessekretär der Nationalliberalen Partei hatte man telegraphisch aus Leipzig herbeordert, damit er als Diskussionsredner aufträte. Ich beruhigte die erregten Genossen und ging mit ihnen zum Saaleingang. Der Augenschein bestätigte ihre Befürchtungen voll und ganz. Der Saal war bis auf den letzten Sitzplatz von bürgerlichen Leuten besetzt worden, noch die Arbeiter die Betriebe verlassen hatten. Hunderte von Arbeitern stauten sich vor dem Eingang, ohne Einlaß zu finden, teils zögerten sie auch mit Rücksicht auf ihre anwesenden „Brüder“ sich in den Saal zu drängen. Nach einigen aufmunternden Worten mich aber ihre Scheu, mit kräftigem Ansturm erkämpfte sich die Masse den Eingang und zog sich schlängelnd links und rechts an den Wänden entlang. Bald gab es im Saale und auf der Bühne kein Fleckchen mehr, das noch Raum für einen Mann geboten hätte. Die Polizei sperrte ab und nur mit Mühe konnten Einberufer und Redner sich den Eintritt erkämpfen. So mögen es sozialdemokratische Redner haben! Ich muß wohl an dem Abend gut in Form gewesen sein, denn die Arbeiter fühlten sich bald als Beherrscher der Situation und bei den Bürgerlichen wurden die Gesichter immer länger. Nach Beendigung der Rede brausender Beifall auf der einen und betretenes Schweigen auf der anderen Seite. Nun sollte die Aussprache beginnen, aber vergeblich forderte der Vorsitzende die Bürgerlichen zum Wort auf. Selbst recht stichende Rufe aus der Mitte der Versammlung halfen nicht. Da, im letzten Augenblick, als eben der Vorsitzende schliefen wollte, erhob sich dicht vor dem Rednerpult ein ansehender fremder Mann und verlangte das Wort. Sogleich aber erhob sich mitten im Parteil ein zweiter Mann und strebte dem Ausgange zu. Ihm folgten einige augenscheinlich sehr „prominente“ Persönlichkeiten. Der Mann, der sprechen wollte, stellte sich als der Stellvertreter des Nationalliberalen Landessekretärs vor und begann eine Gegenrede zu sammeln, die an Hilfslosigkeit alles von dieser Seite gewöhnliche Maß überstieg. Er erzählte von Bebel und Liebknecht, daß sie einmal bei Kempinsky (einem Berliner Weinlokal) Wein getrunken hätten, daß Bebel in der Schweiz eine Villa habe und Liebknecht als Chiroprakteur des „Vorwärts“ ein fürstliches Gehalt beziehe usw. Es war die alte Walze des Reichsligaenverbandes, aber beispiellos stümperhaft abgedreht. Als der Mann seine verdiente Abfuhr bekam, spendeten selbst die Bürgerlichen Beifall.

Die Arbeiter verließen singend den Saal und die Bürgerlichen drückten sich schweigend. Im Saale wartete ein bürgerlicher Herr auf mich und trat mit den Worten: „Wissen Sie auch, wer der Herr war, der bei der Wortmeldung des bürgerlichen Redners den Saal verließ?“ „Bedauere sehr.“ „Nun, das war der 1. Bürgermeister unserer Stadt. Er ging mit den Worten: „Die Prügel, die der Mann vom Referenten bekommt, will ich nicht mit ansehen.“ Die Ahnung hatte nicht getrogen.

Im Sturmschritt mußte ich nun zum Bahnhof eilen, um mit dem Nachschneellzuge fortzukommen. Genosse G. wollte mich im Zuge erwarren. In seiner Gesellschaft befand sich auch Genosse M., ein in Zwidau wohnhafter Gewerkschaftsführer. Wer aber beschrieb mein Erschauen, als ich mir gegenüber meinen verunglückten Diskussionsredner erblickte! Geisterbleich stotterte er: „Ach, wissen Sie, mein Pech! Man hatte mir gesagt, ich solle einem konservativen Redner entgegengetreten, und ich hatte mich mit dem konservativen Manuskript versehen. Verstehen Sie meine Bestürzung, als ich mich plötzlich einem Sozialdemokraten gegenüber sah?“ Genosse M. hatte die Freundlichkeit, mir die Antwort abzunehmen.

Die Sprache der Verliebten.

Die Liebe spielt im Leben des Menschen eine so große Rolle, daß sie natürlich auch in der Sprache ihren reichen Ausdruck gefunden hat. Besonders die Umgangssprache hat sich einen beziehungsreichen Jargon auf diesem Gebiet geschaffen. Der bekannte Sprachhistoriker Professor Oskar Weise behandelt in seinem soeben bei der Frommannschen Buchhandlung in Jena erschienenen Buch „Die Deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur“ auch Verlobung und Hochzeit, wie er überhaupt mit Hilfe der Sprache tiefe Blicke in unser geistliches und alltägliches Leben tut.

Wenn sich jemand „verplempert“, d. h. eigentlich die Plemppe, den Degen zieht, also sich auf gefährliche Händel einläßt, wenn er sich in ein Mädchen „verschießt“ oder „vergußt“, so „spinnt sich

etwas an". Es entsteht dann ein „Teufelsteufel“, eine lautmalende Sprachbildung, die wohl auf das italienische „teco meco“, d. h. „ich mit dir, du mit mir“ zurückgeht und ein geheimes Einverständnis bedeutet. Der Verliebte macht Fensterpromenaden oder „fenster“ gar, indem er durchs Fenster ins Zimmer der Auskorenen steigt. Ist er dann der Sache sicher, so „wirbt“ er, d. h. eigentlich, er dreht sich um sie, es dreht sich bei ihm alles um sie, und auch da kann es ihm noch passieren, daß er „einen Korb bekommt“. Im Mittelalter, wo freundliche Frauen die Liebhaber manchmal in Körben zu sich heraufzogen, war es ein ebenso derber wie beliebter Spaß dem in Ungnade gefallenen Freier einen Korb mit so schwachem Boden herabzulassen, daß er beim Hinaufziehen durchfallen mußte. Dieser Korb wurde dann später Symbol für eine Ablehnung und dem Liebhaber ins Haus geschickt. Heute ist er nur noch in der Nebenart erhalten, und auch die Bezeichnung, daß man bei einer Werbung „durchfällt“, geht noch auf diesen Spaß mittelalterlicher Damen zurück. Macht der Verehrer bei den Eltern seinen Antrag, so darf er „Braut Schau“ halten; in Westfalen braucht man dafür den Ausdruck „auf den Sterkhandel gehn“, wobei Sterke eine junge Kuh ist. Das kommt daher, daß junge Leute früher, wenn sie sich auf einem Bauernhof die Zukünftige aussuchen wollten, als Vorwand angeben, sie wollten eine Kuh kaufen. Ist man verlobt, dann „gehen“ die jungen Leute miteinander und werden dabei von einem „Elefanten“ begleitet, so nennt man die Anstands-person, die ursprünglich die Aufmerksamkeit von dem Brautpaar auf sich ablenken sollte, wie es das große Küffeltier im Zoo tut.

Dann naht die Zeit der „Hochzeit“, der „hohen Zeit“, die zunächst nur ein schönes Fest bedeutete. Vorher ist der „Polterabend“, an dem von der Jugend zahlreiche Löpfe vor die Tür der Braut geworfen werden, um durch den Lärm die bösen Geister zu bannen, bisweilen sagt man auch „Hühnerhochzeit“, weil bei diesem Vorfest die Braut die Flügel als Geschenk erhielt. Die Heirat bedeutet eigentlich Hausverwaltung. Die Mitgift oder Morgengabe ist ursprünglich das Geschenk, das die junge Frau am Morgen nach der Hochzeit von ihrem Mann erhielt, später aber dann gerade das geworden, was die Braut mitbekommt. Das äußere Zeichen der Heirat war, daß die Frau, die das Haar bis dahin offen getragen hatte, es nunmehr unter einer Haube verbarg; sie war also tatsächlich „unter die Haube gekommen“. Nun beginnen die „Flitterwochen“, die nach dem mittelhochdeutschen „viltarn“, d. h. klüßern, Kühren so genannt werden. Der Mann muß sich davor hüten, daß er nicht „unter den Pantoffel kommt“, wobei der Pantoffel als Sinnbild für den Fuß steht. Deshalb trat bei der algermanischen Vermählung der Bräutigam der Braut auf den Fuß, um damit auch rechtlich anzudeuten, daß er nunmehr die Vormundschaft, die bisher der Vater über das Mädchen ausübte, angetreten habe. Zeigt er nicht von Anfang an, daß er der Herr im Hause ist, dann muß er sich endlose „Gardinenpreißen“ gefallen lassen, die die Frau hinter dem früher üblichen Bettvorhang hielt. Ja, es kann vorkommen, daß selbst die Nachbarn dem Schwächling, der sich von seiner Frau alles gefallen läßt, „aufs Dach steigen“, d. h. einen Teil des Daches abdecken, so daß es ihm auf den Kopf regnet.

Aus Alt-Berlin.

Von Henni Lehmann.

Der Bewohner Alt-Berlins freute sich der Natur. Wenn im Frühling die Lüfte nur einigermaßen lau gingen und das erste Grün an den Bäumen hing, dann strebte alles hinaus aus engen Straßen und dunklen Wohnungen, hinaus ins Freie.

„Mutter, morgen machen wir ins Grüne“, — das war die viel zitierte Redensart des abgearbeiteten Familienvaters, wenn er am Sonnabendabend von den Wädhern der Woche ruhte. Mutter rüfste dann sorgsam den Futterkorb; sie packte Dreierschrippen hinein und Schnecken und Maultaschen, die einen Sechser kosteten. Wie glücklich waren wir Kinder, wenn wir einmal einen Sechser eroberten und solch süßes Gebäck — der Zucker sah ganz dick und weiß darauf — beim Bäcker erstehen konnten! Ein Sechser war ein halber, ein Dreier ein Viertel Groschen, denn damals zählte der Groschen noch 12 Pfennige, und 2½ Groschen hießen 2 Gute. — Der Taler aber zählte 30 Groschen. Ach, der liebe gute alte Silber-taler! Er hatte so etwas Vertrauenswürdiges und Solides.

Man mußte das Grün damals — in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre — schon etwas außerhalb der Stadt suchen, denn die Haine und Schmutzplätze in der Stadt fehlten noch fast vollständig. Und das Hinauskommen war nicht allzu einfach damals, denn als Verkehrsmittel gab es nur den Wadelomnibus, der Gelegenheit zur Seefrankheit bot, und eine einzige Pferdebahnlinie, die vom Kupfergraben nach Charlottenburg führte. Aber es wollte nicht jeder nach Charlottenburg, und zum Kupfergraben mußte man doch auch erst kommen. Nur wenige waren in der glücklichen Lage, sich eine Droschke zweiter Güte „bezähmen“ zu können, wie der Berliner sagte. So wanderten denn an Sonntagen von früh an die Menschenzüge zum Brandenburger Tor, denn von dort konnte man weiterkommen. Zur Linken außerhalb des Tores standen die Kremier aufgebaut. Sie hatten meist nette kleine gelbe Beinen-gardinen, die man vorziehen konnte, wenn die Sonne zu stark schien, oder wenn es regnen wollte, und besonders bevorzugte Kinder durften auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen.

Wir aber hatten es besonders gut, denn mein Vater hatte als Arzt ebenso wie seine drei Brüder, die Ärzte waren, ein Miet-fuhrwerk täglich zur Verfügung. Da machte er oft Sonntags morgens seine ärztlichen Besuche zu Fuß, und dann fuhr er

nachmittags mit dem Doktorwagen irgendwo hinaus — näher oder weiter, und da die Onkels mit Frau und Kind das Gleiche taten, so waren wir meist ein großer Kreis zusammen. Heute sind nicht allzu viele jenes lieben Kreises mehr übrig, aber wer noch da ist, wird sich gern mit mir der Sonnenuntergänge in Tegel, der Fahrten nach Saatwinkel, Nischelsberge und in den Brunwald erinnern. Demals war es auch schon eine Fahrt ins Freie, wenn man nach Charlottenhof und Nischelsberge fuhr, und der Zoologische Garten, der noch nicht modern in „Zoo“ abgekürzt wurde, lag an der West-Ende und war unsere große Kinderfreude. Der Direktor Bodinus war eine vielgenannte Berliner Persönlichkeit. Besonders die von ihm beschafften Affen imponierten den Berlinern, und als ein Schimpanse eintraf, stürmte alles hinaus, um des Wunder in Augenschein zu nehmen. Auch den großen Elefanten liebten wir, der mit seinem Küffel zierlich die etwa hingeworfenen Getreide aufnahm und sie dem Wärter vor die Füße legte. Der ließ ihn dann allermal Kunststücke machen. Gibt es wohl noch den braunen Bären, der auf den Hinterfüßen aufrecht stehen und die Vorderfüße bittend zusammenlegen konnte, damit man ihm Brotbrocken hineinwarf?

Besonders schön waren aber die Dampfserfahrten von der Jannowbrücke Sprecaufwärts. Dort gab es noch verhältnismäßig wenig Fabrikfabriksteine, die kleine von Schinkel erbaute Stralauer Kirche lag idyllisch in Bäumen versteckt, und mein Vater pflegte, wenn wir an Stralau vorüberfuhr, gern davon zu erzählen, daß die Stadt Berlin und Stralau einmal gemeinsam einen Nachtwächter angestellt hatten, den sie zu gleichen Teilen besoldeten. Ein Teil seiner Remuneration bestand darin, daß er einmal im Jahr ein Paar Stiesel erhielt. Davon mußte dann die Stadt Berlin den rechten, Stralau den linken stellen. Manchmal fuhr er die Spree hinauf zum Eierhäuschen oder nach Köpenick, meist aber machten wir Station in Treptow, und dann ab man abends im Restaurant Zinner grünen Hecht mit Petersiliensoße oder Krebse, letztere aber nur in den Monaten ohne r. In den Monaten mit r schmeckten sie nicht mehr sein. Dann konnte Herr Jenner nicht dazu reden. Auf den Rückfahrten war der Dampfer meist gedrängt voll, aber trotzdem ging es behaglich und gemütlich zu. Manchmal sang man gemeinsam. Kleine Unannehmlichkeiten wurden mit Gutmutigkeit ertragen. Roheit und Streit jemals erlebt zu haben, kann ich mich nicht erinnern.

Einige Male sah ich auch noch den Stralauer Fischzug im August an unserer Wohnung in der Holzmarktstraße vorbeiziehen. Es war ein Karnevalszug mit allerlei Possen, der sich in Erinnerung an alten Brauch von Berlin nach Stralau bewegte. Aber das rechte Volksfest wie in früherer Zeit war es schon in meiner Jugend nicht mehr.

Die Winterfreuden waren weniger vielfältig. Sie gruppieren sich für mich um drei Worte: Aepfel, Eisbahn, Weihnachtsmarkt. — Aepfel! Nein, die kauften wir nicht in den Obstkellern oder auf den Wochenmärkten. Wir gingen mit Mutter oder auch ohne sie an die Stralauer Brücke oder an die Burgstraße, wo die schmalen, langen, dunklen Oederläbne lagen, die ganz mit Aepfeln gefüllt waren. Die roten Borsdorfer waren am beliebtesten, und nach den großen Käthen tausfte der Berliner Volksweih große Schuhe „Oederläbne“. Das Schönste zur Weihnachtszeit aber war der Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz. Ein kleiner Abteiler mit ein paar Büdchen war auch auf dem Alexanderplatz, und dann standen und liefen die ganze Königsstraße herunter Kinder mit pappenen Hornpfehmännern, die aufs Witzigste Arme und Beine bewegten, wenn man die „Strippe“ zog. Und andere Kinder schwan-gen Weihnachtsnarren, die einen ohrenbetäubenden Lärm vollführten. Demals freute ich mich nur und dachte, diese kleinen Straßenverkäufer mühten sich ebenso freuen. Wie oft aber mögen sie sich todmüde und durchgefroren in ein warmes Heim und ihr Bett gesehnt haben!

Die Puppen auf dem Weihnachtsmarkt hatten weiße Porzellan-köpfe und schwarze Porzellanhaare, und dann gab es schöne süße braune Honigkuchenmänner und für solide Leute statt der Tannen-bäume Pyramiden. Die Tannenbäume waren eigentlich nicht solide. Sie hielten höchstens bis Silvester. Dann wurden sie verbrannt und knackten im Ofen. Die Pyramide aber hatte ein dauerhaftes Holzgestell, das oben spitz zulief und Querrippen hatte, und alles war mit grünem geschnitztem Seidenpapier überdeckt. Man konnte die Pyramide von einem Jahr zum anderen aufbewahren. Höchstens verstaubte sie ein wenig. — Ja, das war Tannenbaumersatz, der eigentlich in die Gegenwart passen würde, wo man an Stelle manches lebendigen Grüns sich mit einem papierernen Ersatz behelfen muß.

Schlittschuh liefen wir Kinder des Ostens im Boucheschen Garten oder im Englischen Garten in der Alexanderstraße. Letzterer war passend für ungeliebte Gäuser, denn es standen Bäume in kleinen Zwischenräumen darin, und man brauchte nur ein kurzes Stütchen zu stellen, dann konnte man sich wieder festhalten. Die Kinder des Westens aber liefen Schlittschuh auf der Rousseau-Insel, und, wenn sie ganz fein waren, auf dem „Neuen See“ im Tiergarten. Unsere Schlittschuhe waren kleine Ungeheuer mit Holzböden, die mit diesen Riemen festgeschnallt wurden. Dann kamen die eleganten holländischen und endlich die „Hollifag“ in Mode. Wer keine Schlitt-schuhe hatte, der konnte wenigstens in den Straßen schliddern, was man anderswo glickchen nennt, und kein Schutzmann führte uns, wenn wir auf dem Trottoir die schönsten blanken Schlidderbahnen anlegten. Für die Passanten war das gewiß nicht erfreulich, aber schön war es für uns Kinder im alten Berlin. So denke ich, wenn ich zurückdenke — Oder war vielleicht nur die Jugend so schön?

Eine Vorahnung der Röntgenstrahlen vor 100 Jahren. Die Phantasie ist stets der Wirklichkeit vorausgeeilt und hat Erfindungen und Entdeckungen geschilbert; die erst viel später tatsächlich gemacht wurden. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Vorausahnung der Röntgenstrahlen durch den lange Zeit vergessenen Schriftsteller Johann Konrad Friedrich, der erst jetzt durch seine Selbstbiographie wieder bekannt geworden ist und in seinem vielseitigen Schaffen von Ebrard und Liebmann geschildert wurde. Er hat bereits das lenkbare Luftschiff genau beschrieben und vorausgesagt, daß es einmal die Eisenbahn, die damals auch noch in ihren Kinderschuhen steckte, ersetzen werde. Außerdem schlug er schon alle möglichen mehr oder weniger phantastischen Maschinen vor, so eine Dampfdrösch- und eine Dampfschreibmaschine. In der Zeitschrift „Das Dampfboot“ veröffentlichte er am 2. April 1826 folgende Idee unter der Ueberschrift „Neues der Erfindung“: „Ein englischer Chemist hat ein Mittel entdeckt, durch dessen Anwendung die Eierschalen jeder Gattung von Vögeln so durchsichtig wie das reinste Glas werden. Man ist dadurch in den Stand gesetzt, während des Brütens der Hühner, Gänse, Enten, Sperlinge usw. den im Innern des Eies vorgehenden Prozeß und die allmähliche Entstehung und Ausbildung des Tieres fortwährend beobachten zu können, was für die Naturforscher gewiß von höchstem Interesse sein muß. Man sagt, derselbe Chemist gehe nun auf die Entdeckung aus, wie man die menschliche Haut ebenso transparent machen könne. Sollte ihm auch dies gelingen, so wäre ihm die ganze Menschheit und besonders die Herren Aerzte unendlichen Dank schuldig. Man würde alsdann den Sitz jeder inneren Krankheit sofort erkennen, so daß immer die besten Mittel in Anwendung bringen und nicht mehr so hin und her Tag kurieren. Vielleicht bringt es der Wundermann sogar noch dahin, Herz und Kopf durchsichtig zu machen; dann Gutenacht-Verstellungskunst und Diplomatie! Wenn man erst jedem ansieht, was er denkt und fühlt, dann hat alle Intrigue ein Ende.“

Naturwissenschaft

Absonderlichkeiten unseres Flugwils. Einige Vertreter unseres Federwils besitzen in ihrem körperlichen Bau bemerkenswerte Absonderlichkeiten, auf die Dr. Ludwig Stahn in „St. Hubertus“ hinweist. Der an Merkwürdigkeiten reichste Vogel ist der Auerhahn, der bei der Mauser nicht nur seine hornartigen „Balzstifte“ fortwirft, sondern auch die Krallen und sogar den hornigen Ueberzug des Schnabels, ein Vorgang, der in der Vogelwelt einzig dasteht. Noch seltsamer ist es, daß der balzende Auerhahn während des „Schleifens“ so völlig taub ist, daß er kein Geräusch, auch nicht den Knall eines Schusses, vernimmt. In dem Gehörgang des Hahnes befindet sich nämlich eine lose herabhängende Hautfalte, die durch Blutzutritt anschwillt. Der starke Blutandrang, den der Liebestolle Vogel beim Schleifen ab, so daß der Hahn nichts mehr hört. Da er auch meistens den Kopf nach oben hält und beim Schleifen die Augen schließt, so sieht und hört er in diesem Augenblicke nichts, und der schlauere Mensch hat die Gelegenheit benutzen gelernt, um den Balzhahn in diesem wenige Sekunden dauernden Zustand anzuspringen und herunterzuschleifen. Die „Rose“ des Auerhahnes, die nackte warzige Haut, die in der Balzzeit lebhaft hervortritt, erhält ihre prächtige rote Farbe nicht von dem in ihr enthaltenen Blut, sondern von einem eigentümlichen Farbstoff, den der Auerhahnkennner Wurm entdeckt und genau untersucht hat. Dieses sogenannte Wüdhahn-Rot oder Tretronephrin ist ein Fettfarbstoff, der merkwürdigerweise genau dieselben chemischen Eigenschaften hat wie der Farbstoff vieler in den Tiefen des Ozeans lebender Tiere. Unsere Waldschnepfe besitzt ebenfalls eine einzigartige Absonderlichkeit. Der lange Schnabel ist in der Mitte dünn und biegsam, so daß die Spitze des Oberschnabels sich nach oben biegt und so die Schnabelspitze wie eine Zange öffnet. Diese für die Schnepfe sehr wichtige und praktische Einrichtung ermöglicht es ihr, den Schnabel tief in den weichen Boden zu stecken und einen Wurm damit zu fassen und herauszuziehen. Die Augen nehmen im Kopf der Schnepfe einen so großen Raum ein, daß die Gehöröffnungen dahinter keinen Platz mehr haben, sondern sich unter und vor den Augenhöhlen befinden, was sonst bei keinem Tiere der Fall ist. Eine einzig dastehende Sonderbarkeit zeigt auch der Singhwan, und zwar im Bau seines Brustbeines. Während sonst bei allen Vögeln das Brustbein einen einwandigen Kiel hat, ist dieser bei dem Singhwan zweiwandig und bildet eine geschlossene, nur nach vorn offene Höhlung, die zur Aufnahme der Luftröhre dient. Die lange Luftröhre macht eine Schleifenbiegung, die in der Höhlung des Brustbeines untergebracht ist, und durch diese sonderbare Bildung werden wahrscheinlich die lauten, trompetenartigen Töne des Singchwans hervorgerufen.

Der Kurzschlußkäfer. In Kalifornien hatten seit einigen Jahren die Telephonleitungen viel von einem Käfer zu leiden, den man Lead Cable Borer nennt, den „Blei-Kabelbohrer“. Er hat, wie schon sein Name sagt, die Kaprice, sich durch bleierne Platten, etwa Sicherungen elektrischer Leitungen, hindurchzubohren. Ein einziges Loch war dann in der Lage, fünfzig bis sechshundert Leitungen zu stören. Die Telephonverwaltung wendete sich um Hilfe an das bewährte Institut für Insektentunde, das vom Landwirtschaftsministerium im Interesse der Schädlingsbekämpfung unterhalten

wird. Man versuchte es erst, indem man an den Angriffsstellen der Käfer giftige Stoffe anbrachte, hatte aber damit keinen Erfolg. Als bestes Mittel stellte sich schließlich Rindertalg heraus. Der Käfer, der Bleiplatten durchsah, ging im weichen Rindertalg elend zugrunde. Das Fett verschmierte ihm die Atemgänge, und der Käfer mußte ersticken. Aber auch das Auflegen von dünnen Plättchen aus Kupfer, Zink, Stahl konnte als Schutzmittel verwendet werden. Diese wurden von dem Käfer nicht behelligt; er geht auch niemals an Gummi; Blei dagegen scheint ihn geradezu zu reiznen. Ueber den Geschmack ist eben nicht zu streiten.

Urgeschichte

Die zertrümmerte Seeschlange. Die Besucher unseres Museums für Naturkunde in der Invalidenstrasse, welche in seiner Paläontologischen Abteilung staunenden Blickes die Reste der großen Saurier und sonstigen Zeugen früherer Epochen unserer Erde betrachten, gehen leicht vorüber an großen Knochenwirbeln, welche die Aufschrift „Zeuglodon“ tragen und anscheinend nichts Merkwürdiges bieten. Und doch haben wir es hier mit einem wissenschaftlich höchst wertvollen Gegenstand zu tun. Das Zeuglodon war ein mächtiger walffischartiger Meeresbewohner in der Tertiärzeit der Erde und dürfte als Ahnherr der heutigen Walarten zu betrachten sein. Als in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Seeschlangengestalt auf der Höhe stand und die Existenz der mythischen Schlange ebenso eifrig verteidigt wie angefochten wurde, ertönte aus Amerika zur Freude der Seeschlangengläubigen die Kunde: Die Reste eines solchen Tieres sind gefunden, also hat es zum mindesten früher existiert. Ein Deutscher, Dr. Koch, machte bekannt, er habe in den Tertiärschichten von Alabama das gut erhaltene Skelett einer Seeschlange entdeckt, und ließ diese nun der staunenden Mitwelt für Geld sehen. Das Tier, welches er den „Hydrarchus“, d. h. Beherrscher des Meeres nannte, hatte im ganzen ein schlangenartiges Aussehen, war sechsunddreißig Meter lang und hielt den Rachen weit aufgesperrt. Der Zubrang zu dieser Sehenswürdigkeit war begreiflicherweise riesenhaft, und bald entstand eine eigene Literatur über den Hydrarchus. Nachdem Koch mit ihm schon in Amerika ein Bombengeschäft gemacht hatte, überführte er ihn nach Europa und verkaufte ihn schließlich in Berlin für eine nach damaligen Begriffen sehr anständigen Summe. Kaum aber war die „Stadt der Intelligenz“ in den Besitz des kostbaren Schatzes gelangt, so nahm sie wahr, daß sie niederträchtig behunbugt worden war, denn der Koloss erwies sich als ein aus Tausenden von Knochen zusammengesetztes Phantasiestück. Das Wertvollste daran, Teile von Zeuglodonten, wurden fortan im Museum aufbewahrt, alles übrige wanderte in eine Knochenmühle. Für die Seeschlangengläubigen war das ein harter Schlag. M. Sch.

Die völkische Krafnatur.



„Den Poincaré sollte man mir überlassen, ich würde schon mit ihm fertig werden.“